

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 82 (1962)

Nachruf: Eduard Rübel : 18. Juli 1876 - 24. Juni 1960
Autor: Ruoff, W.H.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

W. H. RUOFF

Eduard Rübel

18. Juli 1876 — 24. Juni 1960

Vor etwas mehr als hundert Jahren, genau am 12. April 1856, kam ein neunundzwanzigjähriger Kaufmann nach Zürich, um an der Hochzeit seines Freundes Arnold Meyer mit Cécile Däniker teilzunehmen. Meyer vertrat am Seidenplatz Lyon das Seidenhaus Schniewind & Co. in Neuyork, dessen Filiale Philadelphia der andere, August Rübel, als Prokurist leitete. Er stammte aus Elberfeld und war erst 1850 nach den Staaten gekommen. Die Familie Däniker, in die er eingeführt wurde, wohnte im Schanzenberg an der Schönberggasse, dort wo jetzt das neue Physikalische Institut der Universität steht. Der Vater der Braut, Heinrich Däniker, war ein erfolgreicher Überseekaufmann, der eben wieder an seinem Hauptgeschäftssitz in Rio weilte, die Mutter, Cécile geborene Haller aus Bern, eine gebildete, musisch veranlagte Frau. Sie liebte feine Geselligkeit, und auch August Rübel wurde in den Kreis aufgenommen, in dem es ihm ausnehmend gut gefiel. Kurz bevor er im Juni wieder abreisen musste, hielt er um die Hand der erst siebzehnhalbjährigen Tochter Rosalie Däniker an. Der eben zurückgekehrte Vater stimmte zu, doch sollte mit der Hochzeit noch zugewartet werden. Als Bräutigam kehrte Rübel nach den Staaten zurück. Er war allerdings geschäftshalber oft wieder in Europa. Da schien ihm 1857 ein goldenes Tor aufzugehen. Die Firma Schniewind bot ihm, während er in Europa war, die Teilhaberschaft an. Aber wie er in Neuyork ankam, musste er erfahren, dass in einer allgemeinen Krise auch diese Firma sich soeben fallit erklärt hatte. Bald schon ging ihm dann wirklich ein Tor auf: Im Januar 1858 bot ihm die Neuyorker Firma Christ, Jay & Hess eine Agentur für die Schweiz, die Rheinlande und Preussen mit Sitz in Zürich an. Am 10. April 1858 kam Rübel endgültig nach Zürich, im Herbst heiratete er und baute nun in harter Arbeit die eigene Agentur auf, die er zu

grosser Blüte brachte. Zum Seidenstoffgeschäft kam nach der Aufnahme von Karl Abegg-Arter in die Firma noch der Rohseidenhandel. Daneben traten bald auch Bankgeschäfte. Man darf wohl ohne Übertreibung feststellen: August Rübel war eine Autorität im Seidenfach und in der Bankenwelt. Er war einer der drei Kommanditäre des Erfinders und Organisators Julius Maggi, des Gründers der Fabrik von Maggis Nahrungsmitteln in Kempttal. Bei der Umwandlung der Kommanditgesellschaft in eine Aktiengesellschaft wurde er Präsident und Delegierter des Verwaltungsrates, durfte aber leider die Blüte des Unternehmens, an dessen Zukunft er fest glaubte, nicht mehr erleben. Er starb 1892 und schon 1896 folgte ihm seine Gattin nach. Die beiden hatten Freud und Leid redlich geteilt. Von sieben Geburten blieben ihnen letztlich vier Kinder. Zwei Mädchen, Helene 1862 bis 1953 und Cécile 1863 bis 1942, sowie zwei Knaben, Alexander 1867 bis 1912 und als Jüngster unser *Eduard* August, der am 18. Juli 1876 im Platanenhof zur Welt kam.

Der Platanenhof Ecke Zürichbergstrasse/Pestalozzistrasse war eben erst 1874 von August Rübel erworben worden. Er liess ihn vor dem Bezug 1875 noch etwas umbauen. Es war ein herrliches Besitztum inmitten des damals noch ländlichen Flunterns. Und es war im ganzen eine herrliche Jugendzeit, die Eduard mit seinen älteren Geschwistern dort in Haus und Park zu bringen durfte. Ein Ereignis allerdings warf nicht nur einen Schatten auf die Jugendzeit, sondern wirkte sich auf das ganze spätere Leben Eduards aus. Er war gerade fünf Jahre alt, als er in Champéry im Wallis während der Sommerferien auf der Hoteltreppe einer Frau auf die Schleppetrat und stürzte. Ein Herr konnte ihn gerade noch soweit auffangen, dass wenigstens der Kopf nicht aufschlug. Ja es schien, als sei die Sache mit etwas Schmerzen am Knie abgelaufen. Dieses aber schwoll am nächsten Tage stark an und es entwickelte sich eine chronische Kniegelenkentzündung. Das Bein musste eingegipst werden. Man hoffte mit Luftveränderung etwas zu erreichen: Der Winter wurde in San Remo verbracht, wo man Eduard im Stosswagen ins Freie führen musste. Aber weder San Remo noch ein Aufenthalt auf Beatenberg brachten Besserung, auch Solbäder in Rheinfelden halfen nichts. Das Bein wurde im Gegenteil in leicht gebogener Stellung steif. Immerhin konnte Eduard mit einer Maschine im Garten spielen. Da der Altersabstand zu seinen Geschwistern beträchtlich war, wuchs er eigentlich unter Erwachsenen auf. Ein gewisser Ersatz des Umganges mit Gleichaltrigen boten ihm die Tiere, die im Platanenhof gehalten wurden: die Pferde



Prof. Dr. E. Rübel-Blass

seiner Grossmutter Däniker, ein Neufundländer, Hühner, Enten und Tauben. Drei Jahre dauerte die Kniegeschichte schon. Da las die Mutter in einer Zeitung, dass in Ragaz ein Dr. Gustav Norström nach der Methode Metzger massiere. Man fuhr hin und während alle andern Ärzte sogar eine blosse Besserung als ausgeschlossen betrachteten, versprach Norström Heilung, verhehlte aber nicht, dass die Behandlung sehr langwierig und schmerhaft sein werde. Der Herbst 1884 wurde in Ragaz, der Winter dann in Paris verbracht. Jeden Abend wurde der Siebenjährige massiert und zum Schlusse das Bein gewaltsam gestreckt, eigentlich gebrochen. Das tat ungeheuer weh. Nach einem Jahre Behandlung konnte Eduard Rübel sozusagen normal gehen und im Herbst 1885 in die seinem Alter entsprechende dritte Klasse der Beustschule unten an der Merkurstrasse eintreten. Diese, aus der Fröbelschule hervorgegangen, war in ihren Methoden den öffentlichen Schulen weit voraus. Das Einleben fiel Eduard, der noch nie unter so viel Kindern gewesen war, sehr schwer; er fühlte sich noch lange geniert. Immerhin, der Anschauungsunterricht, wie er hier konsequent betrieben wurde, gefiel ihm sehr, er ging gerne zur Schule und war in den obern Klassen Erster. In der fünften und sechsten Klasse kam der Tanzunterricht. In den Ferien hielt man weiterhin auf Luftveränderung. So lernte Eduard Rübel den Tessin kennen, die Riviera, den holländischen Strand, die Rigi. Nach der sechsten Klasse erfolgte der Übertritt ins Kantonale Gymnasium. Anfänglich waren die Beustschüler voraus, Eduard noch der Erste der Klasse. Dann aber holten die andern auf, und er blieb in allen vier Klassen, die er durchlief, sogenannter erster Zweiter. Die Qualität der Lehrer war sehr verschieden. Eduard wurde von wenigen richtig angesprochen. Zu diesen zählten in erster Linie die Geschichtslehrer Otto Markwart und Emil Spillmann sowie die Mathematiker Ernst Fiedler und Walter Gröbli. Neben dem Umgang mit Kameraden und den Kinderbällen begann der Genuss von Schauspiel und Oper. Während der dritten Klasse besuchte Eduard den Konfirmandenunterricht bei dem positiven Pfarrer Fröhlich an der alten St. Annakapelle. Hier lernte er Eduard Ziegler aus dem Pelikan kennen, dessen besondere Freundschaft seinen weitern Werdegang wohl intensiver beeinflusst hatte, als die irgend eines andern.

Aber vorerst wirkte sich ein anderes bestimmend aus, der frühe Tod seines Vaters im Sommer 1892. Eduards fünfundzwanzigjähriger Bruder Alex, der sehr tüchtig war und im väterlichen Geschäft schon seit bald drei Jahren die Prokura innehatte, musste nun nicht nur

das Geschäft übernehmen, sondern auch die Vormundschaft über den erst sechzehnjährigen Eduard. Im Frühjahr 1893 kam Eduard nach Lausanne in die Pension Grobet. Dort vermisste er die Freiheit, die er zuhause genossen, und der Übergang vom Gymnasium zu einem Oberrealschullehrgang ging auch nicht reibungslos vor sich, so dass er nur teilweise die Stunden im Gymnase mathématique besuchte, manches aber in Privatstunden nachholte. Das Französische hat er mehr auf Ausflügen als in der Schulstube geläufig sprechen gelernt. Im Umgang mit Angelsachsen lernte er auch fliessend Englisch. Als er 1894 nach Hause zurückkehrte, zeigte es sich, dass der Lehrplan von Lausanne wiederum nicht mit dem der Zürcher Industrieschule übereinstimmte. Eduard bereitete sich darum ein Jahr an einer Privatschule, dem Institut Konkordia im Hofacker, auf die Aufnahmeprüfung an das Polytechnikum vor.

Im Oktober 1895 begann Eduard Rübel mit dem Studium der Chemie. Bei der Wahl des Faches mag mitgespielt haben, dass sein Vater sich mit dem Gedanken getragen, den jüngern Sohn auf diese Weise für eine Tätigkeit im Maggiunternehmen vorzubereiten. Außerdem lagen ihm die Naturwissenschaften samt Mathematik besonders gut. Sein Mathematiklehrer an der Konkordia hatte ihn veranlassen wollen, sein Fach zu studieren. Im Grunde genommen hätte er wohl jedes Studium ergreifen können, er war ja vielseitig veranlagt und interessiert. Deshalb will es uns auch nicht verwundern, dass er neben den Pflichtfächern stets reichlich andere Vorlesungen hörte, etwa Kunstgeschichte bei Rahn, Psychologie bei Stadler, alle Öchslischen Vorlesungen zur Schweizergeschichte, aber auch solche über Papierfabrikation, Röntgenstrahlen und Literaturgeschichtliches. In der Botanik besuchte er sämtliche Vorlesungen und Übungen Carl Schröters und nahm an siebzehn Exkursionen teil; ähnlich stand es mit der Geologie bei Albert Heim, bei dem er zwölf Exkursionen mitmachte. Eduard Rübel konnte es sich deshalb auch leisten, bei der Diplomprüfung 1899 anstatt ein billiges Nebenfach aus den Naturwissenschaften zu wählen, sich in der Geologie in ihrem gesamten Umfange prüfen zu lassen. Das Examen fiel so gut aus, dass andern Tags Professor Grubenmann ihn als Assistenten für das neuzugründende mineralanalytische Institut gewinnen wollte. Aber zielstrebig wie er war, hatte Eduard Rübel bereits Professor Robert Gnehm um eine Doktorarbeit ersucht. Am Samstag, dem 18. März 1899, erhielt er sein Diplom und schon am 20. rückte er zu einer siebenwöchigen Rekrutenschule ein. Gleich nach der Beendigung derselben begann

er die ihm zugesetzte Untersuchung aus dem Gebiete der Farbstoffchemie über das p-Tolyl- α -Naphtylamin. Bei der Langweiligkeit der Arbeit und dem Charakter von Gnehm brauchte es sehr viel Überwindung, die Arbeit wirklich zu Ende zu führen. Rübel selber sagt, er habe dem spröden Stoff mit unendlicher Geduld den Erfolg abgetrotzt. Da das Polytechnikum selber noch keinen Doktorgrad erteilte, musste die Universität Zürich in die Lücke treten. Das Diplomexamen des Poly galt als Doktorprüfung, über die Dissertation gaben je ein Vertreter beider Hochschulen ihr Votum ab, worauf die Dissertation in den Druck gegeben werden konnte und das Doktordiplom ausgestellt wurde. Soweit war also Rübel 1901: Dr. phil., technischer Chemiker (Ingenieur-Chemiker würde man heute sagen).

Der weitere Lebensweg schien irgendwie vorgezeichnet; es sah aus, als gälte es nun nur noch, sich ins väterliche Geschäft einzuarbeiten. Schon während des Druckes der Dissertation sass Eduard täglich auf dem Büro der Familienfirma an der Bahnhofstrasse 27. Im September aber ging es nach London, wo er beim Schweizerischen Bankverein als Volontär tätig war, aber auch das Leben einer Großstadt mit ihren Menschen, Theatern und Museen kennengelernte. Im März 1902 verreiste Dr. Rübel dann nach den Vereinigten Staaten, wo er, wiederum als Volontär, ins Bankgeschäft Hallgarten & Co. in New York eintrat. Nebenbei genoss er das gesellschaftliche Leben, hatte er doch Verwandte, Freunde und Bekannte genug drüben. Im August gings wieder heimwärts. Aber schon im Oktober 1902 folgte ein neuer Auslandaufenthalt, diesmal in Berlin. Auch hier eröffnete sich ihm ein Leben voller Anregung. Eifrig wurde über alles mögliche diskutiert, Professor Buschan hielt ein Kolloquium über Kossinnas Werk vom Ursprung der Germanen; man verschlang und diskutierte das eben erschienene Buch von Chamberlain: «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts». Er spielte selber in kleinen Hausorchestern mit, nahm Reitstunden, war oft und oft eingeladen. Doch vergaß Dr. Rübel darüber den Hauptzweck seines Aufenthaltes nicht, das Studium an Bergakademie und Technischer Hochschule, wo er das Bergwesen, das eine grosse Rolle im Bankbetrieb seines Bruders spielte, gründlich kennen lernen sollte. Er besuchte auch zahlreiche Bergwerke und die verarbeitenden Betriebe, im November 1902 mehr im Osten, im März und April 1903 auf der Heimreise im Westen. In Zürich trat er sofort ins Geschäft ein, das sein Bruder, der inzwischen seinen Wohnsitz nach dem wichtigen Börsenplatz London verlegt hatte, von dort aus leitete. Er brauchte den Sommer

und Winter, um sich einzuarbeiten, dann war nicht mehr viel zu lernen. In dieser Zeit dämmerte ihm die Erkenntnis auf, dass das Geschäft, so wie es strukturiert war, keinen Platz für zwei leitende Köpfe bot. Seltsamerweise fehlen in Dr. Rübels Gedanken dazu Erwägungen, ob er nicht ein eigenes Geschäft hätte gründen sollen, oder ob nicht das väterliche Geschäft doch ausbaufähig gewesen wäre. Ein Angebot, bei Maggi als Chemiker einzutreten, schlug er aus. Übermächtig scheint der heisse Wunsch gewesen zu sein, sich ganz der botanischen und vielleicht noch geologischen Forschung hinzugeben, so übermächtig, dass er wohl von allem Anfang an seine Überlegungen beeinflusst hatte. Entscheidend war Schröters Zustimmung, dass botanische Forschung ein richtiger Beruf, nicht nur eine Beschäftigung sei, was in einer stark kaufmännisch ausgerichteten Familie keine Selbstverständlichkeit ist. Im Sommer 1904 war der Entschluss, Botaniker zu werden, gefasst. Aber bevor wir vom Botaniker Rübel erzählen, ist es vielleicht doch gut, vom Wirtschaftsfachmann weiter zu berichten. Sein Bruder Alexander hatte inzwischen seinen Wohnsitz von London nach Neuyork verlegt. So war es ihm unmöglich, sein Mandat als Verwaltungsrat bei der Maggi auszufüllen. Mit dieser war die Familie Rübel nicht nur durch ihre Beteiligung, sondern vor allem innerlich verwachsen, hatte doch der Vater sehr viel für das Unternehmen getan und trotz aller Rückschläge den Glauben an die Güte der Sache nicht verloren. Alexander erlebte als Verwaltungsrat den Aufstieg des Unternehmens, Dr. Rübel wurde als sein Nachfolger im Herbst 1904 in den Verwaltungsrat der Allgemeinen Maggi-gesellschaft, sowie der schweizerischen, der deutschen, der französischen und holländischen Tochtergesellschaften gewählt. Er hat sich auch eingehend um die Gesellschaften bekümmert, wie sich aus den im Familienarchiv Rübel erhaltenen Akten erkennen lässt. Erst 1933 schied er aus den Verwaltungsräten aller Gesellschaften mit Ausnahme desjenigen der Fabrik von Maggis Nahrungsmitteln in Kempttal aus, hier aber wurde er gleichzeitig Präsident und behielt dieses Amt bis zum Aufgehen der Maggiunternehmen im Nestlé-konzern, das er nicht besonders begrüsst zu haben scheint. Neue Arbeit wuchs ihm im Jahre 1912 zu, als sein Bruder Alexander allzufrühe starb. Er übernahm nun die Oberleitung der Firma A. Rübel, die er langsam verkleinerte. Aber erst Ende 1921 konnte er die letzten nicht zur Familie gehörigen Kunden an die neugegründete Privatbank C. J. Bruppacher abtreten. Die Firma A. Rübel blieb zur Familienvermögensverwaltung unter seiner Leitung weiter bestehen.

Doch ist Dr. Rübel nicht in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit aufgegangen. Er wurde, wie er es wünschte, Botaniker. Das Wintersemester 1904/05 genügte, um seine botanischen Kenntnisse aufzufrischen und zu ergänzen, hatte er doch schon während seiner Studienzeit als Chemiker die meisten botanischen Vorlesungen und während seines Berliner Semesters auch noch Paläobotanik gehört. So konnte er mit einem Assistenten schon im Mai 1905 oben im Berninagebiet eine grosse umfassende Untersuchung der Pflanzenwelt und der klimatischen Bedingungen, unter der sie gedieh, beginnen. Auch der Winter wurde oben verbracht. Viel Gewicht wurde auf die Erfassung von Pflanzengesellschaften gelegt, ein Gebiet, für das sein Freund Brockmann (der spätere Geographielehrer an Kantonsschule und Seminar Küsnacht) soeben die Grundlagen geschaffen. Dr. Rübel verfeinerte die neuen Untersuchungsmethoden und gestaltete sie aus. Er hat sich durch seine intensive Bearbeitung des Berninagebietes den Titel, den ihm Schröter schon zu Anfang der Untersuchung scherhaft verlieh, «König der Bernina», von dem sich sein häufig gebrauchter Freundesname Rex herleitete, wirklich verdient. Nachdem vorher Teilergebnisse veröffentlicht worden waren, konnte endlich 1912 die «Pflanzengeographische Monographie des Berninagebietes» mit über sechshundert Seiten erscheinen. Im weiteren seien nur wenige Arbeiten genannt, die uns eine Ahnung von dem Schaffen Eduard Rübels vermitteln können. Noch 1912 erschien, zusammen mit Heinrich Brockmann verfasst: «Die Einteilung der Pflanzengesellschaften nach ökologisch-physiognomischen Gesichtspunkten» 1916 «Vorschläge zur geobotanischen Kartographie», 1922 das Handbuch: «Geobotanische Untersuchungsmethoden», 1930 «Pflanzengesellschaften der Erde», ein gross angelegtes Werk, das erstmals versucht, einen weltweiten Überblick zu schaffen. Es scheint mir überhaupt ein allgemeiner Wesenszug Eduard Rübels gewesen zu sein, sich einen Überblick zu verschaffen, die Dinge zu ordnen, einzureihen ins grössere Ganze. Darum wohl hat er immer wieder auch zu Handbüchern anderer zusammenfassende Artikel geliefert und zahlreiche Berichte über Ergebnisse von Kongressen und Exkursionen zum Teil verfasst, zum Teil herausgegeben. So sehr er die eigene Ansicht liebte – er hat praktisch ganz Europa von Portugal bis in den Kaukasus und von Italien und den Balearen bis Irland und Norwegen, hat die Kanaren, Nordafrika und Armenien sowie die Vereinigten Staaten als Botaniker bereist – so sehr hat er doch auch die Arbeiten anderer gekannt. Er war ein eifriger und intensiver Leser mit

einem vorzüglichen Gedächtnis auch für Kleinigkeiten. Überdies besass er ausgezeichnete Sprachkenntnisse, konnte mühelos die internationale Literatur verfolgen und schrieb selbst eine Reihe seiner Arbeiten auf französisch beziehungsweise englisch. Dadurch war er zum grossen Mittler auf einem Gebiete, das an sich Internationalität verlangt, wie berufen. Man wählte ihn 1923 zum Präsidenten der Permanenten Kommission der Internationalen Pflanzengeographischen Exkursionen, man übertrug ihm die Leitung von Sektionen oder doch Sitzungen auf internationalen Kongressen, man berief ihn als Mitglied internationaler Kommissionen usw.

Im Frühjahr 1917 habilitierte sich Dr. Rübel an der Eidgenössischen Technischen Hochschule als Privatdozent für Botanik, speziell für Pflanzengeographie. Vom Sommersemester 1917 an las er bis 1932 abwechselungsweise über Untersuchungsmethoden, Pflanzengesellschaften der Erde, einmal auch der Schweiz im besonderen, und über die Geschichte der Geobotanik. 1923 erhielt er den Titel eines Professors, 1933 und 1934 liess er sich beurlauben und legte anschliessend seine Dozentur nieder.

Im Jahre 1914 gründete er zusammen mit seinen beiden Freunden Schröter und Brockmann die Pflanzengeographische Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, die die geobotanische Landesaufnahme in die Wege leiten sollte. Er, der von 1914 bis 1929 ihr Präsident war, stattete sie nicht nur mit einem beträchtlichen Fonds aus, sondern gab auch für die ersten Bände der von ihr herausgegebenen Beiträge die nötigen Zuschüsse.

Seine grösste Tat war 1918 die Stiftung des Geobotanischen Instituts Rübel. In Tat und Wahrheit war es schon lange vor der Stiftung da. Weil er selber keinem der Institute der beiden Hochschulen unmittelbar angeschlossen war, sammelte sich bei ihm zuhause ein riesiges Material an: Da waren die Pflanzen, die er für seine Berninawerk gesammelt und auf zahlreichen Exkursionen ergänzt, da waren fremde Sammlungen eingereiht, da waren viele zur Untersuchung nötige Instrumente vorhanden und schliesslich eine ganz hervorragende Fachbibliothek. Das alles stellte er Interessenten gerne zur Verfügung. Im gleichen Jahre 1917, in dem Rübel seine Vorlesungstätigkeit an der Technischen Hochschule aufnahm, finde ich zum ersten Mal die Bezeichnung «Geobotanisches Institut Rübel», 1918, wenige Tage vor dem Waffenstillstand wurde das Institut in eine öffentliche Stiftung umgewandelt. Es befand sich damals im Dachstocke des Wohnhauses von Dr. Rübel an der Zürichbergstrasse 30: Ein Assi-



Die Familie August Rübel-Däniker 1884
Ölgemälde von Fedor Encke

Von links nach rechts : Eduard, Rosalie Rübel-Däniker, August Rübel-Däniker, Helene, Alexander, Cécile

stent und eine Hilfskraft für Pflanzenkonservierung und Bibliothek bildeten das Personal. Nach einigen Jahren kam man nicht mehr ohne ein eigenes Gebäude aus. Das aber erforderte neue grosse Mittel, die diesmal von den beiden Schwestern von Professor Rübel, Helen und Cecile, zur Verfügung gestellt wurden. So entstand das Institutsgebäude an der Zürichbergstrasse 38, das 1929 bezogen und eingeweiht werden konnte. Gleichzeitig wurde der Stab vermehrt, an dessen Spitze ein Direktor gestellt wurde, da sich Herr Professor Rübel in den folgenden Jahren anderen Aufgaben widmete. Es würde zu weit führen, hier von den Leistungen des Instituts und seiner Mitglieder zu schreiben, darüber geben die gedruckten Jahresberichte erschöpfend Auskunft. Um es noch leistungsfähiger zu gestalten, wurde es 1958 als Stiftung Rübel der ETH angegliedert. Die Leitung hat nun ein Hochschulprofessor inne.

Dass Eduard Rübel in zahlreichen naturwissenschaftlichen Kommissionen sass, haben wir bereits gesehen, man wählte ihn auch in manche Vorstände. In der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich war er 1918 bis 1920 Präsident, in der Zürcherischen Botanischen Gesellschaft 1920 bis 1924, 1914 wurde er lebenslängliches Senatsmitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und 1917 deren Jahressekretär. Als dann aber der Zentralvorstand für die Jahre 1929 bis 1934 wieder an Zürich fiel, da wählte man Professor Rübel zum Zentralpräsidenten. Er hat diesem Amte seine ganze Arbeitskraft gewidmet. Unter ihm wurde das neue Zentralsekretariat geschaffen, das jeweils am Sitze des Präsidenten sich niederlässt, wurden das Buchhaltungswesen vereinfacht und andere organisatorische Neuerungen durchgeführt. Manches wurde in den auf 1931 revidierten Satzungen festgelegt, so auch die grundsätzliche Feststellung, dass die SNG als Schweizerische Akademie der Wissenschaften mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung und als nationaler Forschungsrat handle. Aber um die Grundideen einer Akademie zu erfüllen, braucht es erhebliche finanzielle Mittel. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit hat Rübel die Aufwendungen des Bundes für Kultur und Wissenschaft untersucht und festgestellt, dass diese nicht mit dem Steigen der übrigen Ausgaben Schritt hielten. Wohl vermochte er in den ersten Jahren seines Präsidiums eine Steigerung der Bundeszuschüsse zu erreichen, aber die Sparmassnahmen der folgenden Zeit vernichteten den Fortschritt wieder. Er liess sich jedoch nicht entmutigen; 1929 rief er einen Zentralfonds für ausserordentliche Aufgaben der Gesellschaft ins Leben. Um das Geld zusammenzubringen, schrieb er eigenhändig

eine Unmenge Briefe, an Private, an die Industrie, an die Schweizerkolonien im Ausland. Mit einem nahmhaften eigenen Beitrag brachte er die Sammlung in Gang. Es mag ihn deshalb vielleicht etwas enttäuscht haben, dass bis 1934 nur etwa 200 000 Franken zusammen kamen. Immerhin konnten schon damals einige Aufgaben aus dem Zentralfonds ermöglicht werden und zudem ist er in der Zwischenzeit erheblich geäufnet worden. Von den sonstigen grösseren Fragen, die in Professor Rübels Präsidialzeit fielen, seien nur zwei erwähnt, die ihm nahelagen, die Bemühungen um die neuen Landeskarten und die Forderung einer Kalenderreform.

Dass ihm für seine unbestreitbaren Verdienste um die Naturwissenschaften im allgemeinen und die Geobotanik im besondern zahlreiche Ehrungen zuteil wurden, hat ihn sichtlich gefreut. Er wurde zum korrespondierenden beziehungsweise Ehrenmitglied zahlreicher Gesellschaften ernannt, auch zum Ordentlichen Mitglied der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle. Die Universität Zürich nahm ihn 1940 unter die Ständigen Ehrengäste auf, vielleicht mit, weil er 1923 bis 1935 Schatzmeister der Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich und von 1917 bis in die Zwanzigerjahre Vorstandsmitglied der Witwen-, Waisen- und Pensionskasse der Professoren der Universität gewesen war. Mit der Amtszeit als Zentralpräsident ging eigentlich auch seine naturwissenschaftliche Zeit zu Ende. Er behielt wohl bis zum letzten Tage seines Lebens ein lebhaftes Interesse am Gedeihen seines Instituts und an den Entwicklungen der Geobotanik. Aber wahrscheinlich hatte er während der sechs Jahre Präsidium nicht genügend Zeit gefunden, die neuen Entwicklungen im einzelnen zu verfolgen. Sodann verlor jeder Gegenstand, den er bis zu dem von ihm gesetzten Ziele durchforscht, den er sich sozusagen zu eigen gemacht hatte, sehr an Interesse. Er erklärte sich zum Beispiel ausserstande, das seinerzeit wohl am meisten zitierte seiner Werke, die «Geobotanischen Untersuchungsmethoden» zu überarbeiten, obschon ihm dies von allen möglichen Seiten nahegelegt wurde. Er, der so vielseitig begabt war, wandte sich lieber neuen Zielen zu, um noch mehr von dieser Welt für sich zu erobern und um in zunehmendem Masse mit der Weisheit des Alters die Dinge nun auch von der weltanschaulichen Seite her zu sichten und zu ordnen. Doch um diese Zeit richtig zu verstehen, müssen wir noch einmal weit zurückkehren, bis in seine Jugendzeit, ja dahinter zurück.

Sein Vater August Rübel hatte, kaum war die dafür nötige Aufenthaltsdauer in den Staaten erreicht, sich am 31. Mai 1855 in New York ins Bürgerrecht der Vereinigten Staaten aufnehmen lassen. Schon drei Jahre später nahm er dauernden Wohnsitz in Zürich, ohne in den vierunddreissig Jahren, die er hier verbrachte, sich um das Schweizer Bürgerrecht zu bewerben. Und das, obschon er die Schweiz liebte. Man brachte ihm hier grosses Vertrauen entgegen: Die Schweiz zog ihn wiederholt zu Handelsvertragsverhandlungen bei, sogar zu solchen mit seinem ursprünglichen Heimatlande. Für die Zürcher Handelskammer schrieb er durch viele Jahre die Berichte über Stand und Entwicklung im Seidengeschäft. Eine Einbürgerung wäre also durchaus gegeben gewesen. Warum er es unterliess, darüber kann man höchstens Mutmassungen anstellen; auf alle Fälle war es damals keine Dringlichkeit, das Schweizerbürgerrecht zu besitzen, die Rübel lebten hier auch ohne ein solches unangefochten. Man stelle sich nur vor, weder Eduard noch seine Schwestern besassen bis zu ihrer Einbürgerung in Zürich jemals einen amerikanischen Heimatschein noch Pass und waren doch weit in Europa herumgekommen. Von daher gesehen wäre das Bürgerrecht auch für Eduard kein Problem gewesen; aber ihn berührte die Frage zutiefst. Zu Amerika hatte er keine innere Beziehung; die Verwandten, die er dort besass, waren Angehörige der mütterlichen Seite, und über die Mutter war er ja recht eigentlich mit Zürich und in etwas noch mit Bern verbunden. Ein erster Besuch in Amerika während des Chemiestudiums 1896 erweckte, so schön und interessant er war, offenbar keine heimatlichen Gefühle. Er war eben innerlich längst Zürcher, hatte jenes Gefühl des Dazugehörens, des Gleichgerichtetseins, das keinem mit dem Bürgerbrief übergeben werden kann, das – wenn wir ehrlich sein wollen – auch nicht ererbt, sondern von jedem neu erlebt, integriert sein will. In einem Gemeinwesen wie der Schweiz, gehört wesentlich auch eine innere Anteilnahme am staatlichen Geschehen dazu. Eduard Rübel hat das seit jungen Jahren getan. Am meisten wurde ihm in Lausanne und im Verkehr mit (durchaus positiv zu wertenden) Ausländern bewusst, wie sehr er mit Zürich verbunden war. 1899 erhielt er das städtische Bürgerrecht.

Eine damit innerlich zusammenhängende Entscheidung war schon vorher gefallen. Jeder grössere Ort teilt sich gesellschaftlich in Schichten und Gruppen auf. Die Grenzen derselben scheinen zu Eduard Rübels Jugendzeit irgendwie schärfer gewesen zu sein als später, auf alle Fälle waren sie so, dass er aufschrieb: «Mai 1895 Heraldika; Ab-

bruch mit Neu-Zürich». Werfen wir zuerst einen Blick auf die Heraldika und dann auf das Neu-Zürich. Es war die Zeit zwischen Rübels Lausanner Aufenthalt und dem Beginn des Studiums am Poly. Sein engster Freund, Eduard Ziegler, hätte ihn schon lange gerne als Mitglied der Heraldika gesehen, doch musste er wiederholt ansetzen, um die dort zur Aufnahme erforderliche Einstimmigkeit zu erreichen. Am 20. Mai 1895 wurde Eduard Rübel in diese Jungmännergesellschaft aufgenommen, die ursprünglich eine Nachwuchsvereinigung der Gvaz, der strengkonservativen «Gesellschaft vom Alten Zürich» war. Doch waren die Beziehungen der beiden Gesellschaften zueinander bereits am Einschlafen. Die Haupttätigkeit der Heraldika, oder wie sie eigentlich heisst, der «Gesellschaft für Zürcher Heraldiker und Historiker», bildeten die Sitzungen am Montagabend. Auf eine politische Wochenschau folgte ein Vortrag und hernach ein gemütliches Zusammensein in der Meyerei Ecke Münstergasse/Spiegelgasse. Dorthin kamen auch regelmässig frühere Mitglieder. Gerade unter diesen fand Eduard in der Folge zahlreiche Freunde. Am Sonntagnachmittag traf man sich auf der Bude an der Kirchgasse zu einem Kaffee, machte nachher einen Bummel oder ging im Winter etwa zum Eislauf. Der Unterschied zum Neuen Zürich lag hauptsächlich in der Geisteshaltung. Man war eben, soweit es die eigene Jugend zuliess, konservativ. Eduard Rübel bekleidete in der Heraldika die Ämter des Pflegers und Stubenschreibers und war vom September 1899 bis zu seinem Austritt im Juli 1900 auch ihr Obmann. Er gehörte von da an noch zu den alten Herren, die Ehrenmitglieder genannt werden. Ja er traf sich auch später noch durch Jahrzehnte hindurch mit Altersgenossen aus der Heraldika zu einem Montagabendstamm, dem «Roten Nägeli» auf der Saffran. Zu Alt-Zürich zählten an Vereinigungen vor allem auch die Bogenschützengesellschaft und die Gesellschaft der Schildner zum Schneggen.

Und nun das Neu-Zürich. Es war das Zürich der neu Angekommenen, zum Teil wohl auch der erst kürzlich wirtschaftlich Arrivierte: einige fremde Professoren, vor allem aber Kaufleute und Fabrikanten, die aus dem Ausland, aus anderen Kantonen, von der Zürcher Landschaft stammten, die sich wohl zum Teil in Zürich eingebürgert hatten und unverhältnismässig wenige, deren städtisches Bürgerrecht hinter 1798 zurückreichte. Sie hielten sich für gesellschaftlich tonangebend, sie bestimmten weitgehend, wie man sich zu geben hatte, wie zu kleiden, wie zu wohnen. Da kamen die Alt-zürcher zum Teil schon finanziell nicht mehr mit. Man darf wohl die

am Silvester 1867/68 gegründete Gesellschaft «Abendunterhaltung», die auch Deutsche Gesellschaft genannt wurde, als typisch für diese Schicht betrachten. Aber nach einem Mitgliederverzeichnis von 1885 war sie, wenigstens damals, keineswegs deutsch, kaum die Hälfte der Mitglieder mochte ursprünglich aus Deutschland stammen und manche davon waren zum Teil schon in der zweiten Generation in der Schweiz verbürgert. Zwei Jelmoli leiten ihre Abstammung aus Oberitalien ab, eine Madame de Solf ist wohl in Peru beheimatet, zwei Berg kamen aus dem Baltikum. Von Schweizern waren nicht weniger als drei Nationalräte beziehungsweise alt Nationalräte beteiligt, nämlich Hans Kaspar Baumann-Zürrer, der bekannte Wirtschaftspolitiker Cramer-Frey und v. Planta-Samaden. Von alt Stadtzürchern waren nur zwei dabei, der Kunstmaler Ott-Däniker (ein Onkel von Eduard Rübel) und Adolf Tobler-Blumer, der spätere Professor. Aus der zürcher Landschaft stammen, um nur ein paar Namen zu nennen, etwa die Fabrikanten Conrad Baumann (Baumann älter & Cie), Schwarzenbach-Zeuner und Stehli-Hirt. Von den Schweizern, die in andern Kantonen beheimatet waren, ist der spätere General Ulrich Wille der bekannteste. Zu dieser Gesellschaft nun gehörte auch Eduard Rübels Vater und gehörte sein Lehrer Dr. Fritz v. Beust. In der Beustschule treffen wir zum Teil dieselben Namen an. Ausser der Abendunterhaltung gab es natürlich noch weitere Vereinigungen, in denen sich vornehmlich Neu-Zürich organisierte. Man möchte den Savoy- oder Überseeclub dazuzählen, sowie den Grasshopperclub mit seiner Tennissektion, dem auch Eduard Rübel einmal angehört hatte und der neben dem Sport auch gesellschaftliche Anlässe bot.

Bewusst als Konkurrenzunternehmen gegenüber Neu-Zürich wurde 1898 der Club zur Weissen Rose gegründet. Er wollte den Kampf gegen Neu-Zürich hauptsächlich auf gesellschaftlichem Gebiete aufnehmen. Man traf sich täglich auf ein halbes Stündchen zum Schwarzen Kaffee, monatlich einmal zum Clubessen und veranstaltete sehr gediegene und beliebte Bälle. Eduard Rübel ist spätestens 1901 dem Club beigetreten und gehörte auch einmal dem leitenden Dreierausschuss an. Inzwischen, das hat auch Professor Rübel festgestellt, haben sich die Gegensätze abgeschliffen und sind neue «Neu-Zürich» entstanden, die ihrerseits wieder glaubten, «das» Zürich zu sein. Rückblickend kann man feststellen, dass zu Eduard Rübels Jugendzeit bei den einen die Gefahr bestand, blasiert zu werden, der nicht alle entgingen, und dass bei den andern sich da und dort ein

wirklichkeitsfremdes Identifizieren mit der alten Aristokratie bemerkbar machte.

Eduard Rübel nahm es nicht nur mit den Rechten, die ihm die ersehnte, nunmehr auch äusserlich gewonnene Heimat bot, sehr ernst, sondern auch mit den Pflichten. Dazu gehörte die Landesverteidigung; er wollte Soldat werden. Es wäre ja eine Kleinigkeit gewesen, auf das Knie zu weisen und er wäre bei der Rekrutenuntersuchung, die er sofort anstrehte, zwangsläufig ausgeschieden. Aber er sagte einfach nichts davon. Und als es schien, dass der erstreute Dienst mit der Waffe wegen seiner schlechten Augen doch noch scheitern könnte, da hat er durch Nähertreten ein bisschen nachgeholfen, um die nötige Sehschärfe vorzutäuschen. Wohl gab es im Dienst mit dem Knie einige Schwierigkeiten; so wollte ihm das Knieendschiessen nicht gelingen, weil er sich nicht ganz auf das Knie niederlassen konnte. Doch er hielt durch, aspirierte, und zog als Oberleutnant im Ersten Weltkrieg zur Grenzwache aus. Aber da spielte ihm das Knie durch die langen Fussmärsche entzündet, schliesslich doch noch einen Streich, man versetzte ihn vorzeitig zum Landsturm. Wie ein Nachklang kommt es uns vor, dass er sich in der bürgerkriegsschwangeren Zeit am und nach dem Ende des Ersten Weltkrieges in die Bürgerwehr aufnehmen liess und noch 1920 der Quartierwacht der Stadtwehr zugeteilt war.

Politisch zählte er zur Freisinnigen Partei, in deren Kreisverein Zürich 7 er 1913 bis 1933 im Vorstande sass. In der gleichen Zeitspanne wurde er in mehrere Ämter gewählt, so gehörte er 1913 bis 1916 der Steuerkommission der Stadt Zürich an, war von 1913 bis 1922 während dreier Amtsdauren Kreisschulpfleger, von 1914 bis 1918 Bezirksschulpfleger und von 1922 bis 1925 Schulpfleger der Privatschulen. Von 1916 bis 1919 gehörte er dem Grossen Stadtrate (heutiger Gemeinderat) an, der ihn zu seinem Sekretär wählte. Auch im Kantonsrat sass er 1926, als Ersatzmann nachrutschend, vom Januar bis in den April.

Das zürcher Bürgerrecht hat ihm übrigens Pforten aufgetan, die dem Nichtzürcher versperrt gewesen wären. Vom Club zur Weissen Rose haben wir schon gesprochen, 1904 trat er als Partizipant der Zunft zur Saffran bei, in deren Vorstand er 1926 bis 1950 sass, 1916 wurde er Mitglied der Gelehrten Gesellschaft auf der Chorherrenstube, der er 1924 bis 1928 als Aktuar diente. Einiges Aufsehen und auch Neid erregte es, als er – der Neubürger – 1917 von seinen Freunden Aloys v. Orelli und Eduard Ziegler vorgeschlagen,

unter die Stubenhitzer der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen aufgenommen wurde und schon 1921 dadurch, dass ihm Freund Ziegler seinen Schild vermachte, unter die Schildner aufrücken konnte. Von 1949 bis 1957 übte er auf dem Schneggen das Amt eines Rechenherren aus. 1939 erfolgte sein Beitritt zur anderen wirklich alten, ja ältesten zürcher Gesellschaft, den Bogenschützen. Auch dort gelangte er in die Vorsteuerschaft; er war von 1942 bis 1946 und von 1955 bis zu seinem Tode Siebner.

Professor Rübel hat sich in diesen Kreisen sehr wohl gefühlt, gehörte ihnen nicht nur gesinnungsmässig an, sondern war ihnen auch über manche Freundschaften verbunden. Darüberhinaus stand er durch seine Mutter mit Alt-Zürich auch blutmässig in enger Verbindung, er selber stammte von ein paar Dutzend Schildnern zum Schneggen ab, seine Kinder von nicht weniger als 91. In seiner Ahnentafel kommen wohl alle wirklich alten Stadtzürcher Familien vor. Ihm war das wohlbewusst, hatte er doch schon als Student mit der Aufstellung seiner mütterlichen Ahnentafel begonnen. So lernte er die zürcher Familien in deren Vergangenheit sehr gründlich kennen, wusste aber auch über die Zeitgenossen Bescheid, oft zum grossen Erstaunen der Betroffenen selbst. Sogar über die Grenzen Zürichs hinaus kannte er ausserordentlich viele Familienzusammenhänge. Doch blieb er dabei nicht stehen.

Eduard Rübel betrieb die Familienforschung in wissenschaftlichem Sinne. Naturwissenschaftlich ausgebildet packte er die Probleme vorerst von dieser Seite an; 1909 veröffentlichte er in der Heraldiker Zeitschrift eine Studie: Vererbungsprobleme, die Wichtigkeit der Genealogie für die Anthropologie. Er behandelte darin von der Genealogie her gesehen den Ahnenverlust, von den Naturwissenschaften her gesehen die Inzucht. Insbesondere zeigte er am Beispiel einer Julie Rübel, dass selbst vielfache Verwandtenheiraten durchaus nicht immer verderblich sein müssen, wie oft fälschlich behauptet wird. Zu den mehr naturwissenschaftlichen Fragen gesellten sich bald andere aus dem Bereich der Gesellschaftswissenschaften. Viele hoffte er anhand der eigenen familiengeschichtlichen Arbeiten beantworten zu können. Schon damals scheint ihm die Dreiheit: Familiengeschichte, Ahnentafel und Nachfahrentafeln vorgeschwobt zu haben, wobei die Familiengeschichte den Stamm Rübel in allen seinen Zweigen eingehend behandeln, die Ahnentafel alle Ahnen seiner Kinder, soweit nur erfassbar, bringen sollte. In den Nachfahrentafeln wollte er sämtliche Nachkommen der Urururgrosseltern seiner Kinder

zusammenstellen, was insgesamt sechzehn Einzeltafeln ergibt. Als Erstes erschien 1922 im Druck die von ihm zusammen mit Edmund Strutz ausgearbeitete Stammfolge der Rübel, sozusagen eine Abschlagszahlung. Dann stellte es sich heraus, dass ohne Hilfe eine Erreichung des gesteckten Ziels in nützlicher Frist nicht wohl möglich sei. Der Verfasser dieses Lebensbildes durfte sein Mitarbeiter werden. Zuerst wurde die Ahnentafel noch weiter ergänzt und konnte knapp vor Kriegsausbruch 1939 erscheinen; dann erschien 1943 eine erste Abteilung der Nachfahrentafeln, endlich 1956 die Familien geschichte der Rübel, für die alt Regierungsvizepräsident Dr. Edmund Strutz als Verfasser zeichnet. Noch steht der zweite und letzte Band der Nachfahrentafeln aus, der gegenwärtig der Vollendung entgegengeht. Alle diese Arbeiten gehören der Planung nach und in den Anfängen der Bearbeitung noch der Botanikerzeit von Eduard Rübel an, alle aber sind in der nachbotanischen Periode vollendet worden. Zeitweise arbeitete ein ganzer Stab von Leuten mit, so dass es war, als sei neben das geobotanische Institut noch ein genealogisches getreten. Mehr noch als für die Zusammentragung der Einzelheiten interessierte sich Professor Rübel für die Frage, was uns die Tafeln alles sagen. Wir haben, um manches beantworten zu können, zum Teil recht umfangreiche Auszählungen und Untersuchungen ange stellt, aus denen sich dann die Unterlagen für die Begleittexte ergaben. Er hat solche zur Ahnentafel und zum ersten Bande der Nachfahrentafeln verfasst und noch wenige Tage vor seinem Tode hat der Vierundachtzigjährige einen ersten Entwurf zum Vorwort des zweiten Bandes abgeschlossen, der so recht eigentlich noch einmal eine Zusammenfassung seiner aus der Genealogie gewonnenen Erkenntnisse darstellt. Neben den schon genannten Begleittexten zu den grossen Werken hat er besonders in den beiden letzten Jahren seiner Zentral präsidentenschaft der SNG bis in die spätern Vierzigerjahre hinein zahlreiche kleine und dennoch nicht ungewichtige Arbeiten veröffentlicht, meist in Zeitschriften oder der Neuen Zürcher Zeitung. In einer ganzen Gruppe davon ist sichtbar oder unsichtbar das Verhältnis von Altstadtzürchern zu den Zugewanderten der eigentliche Gegenstand: 1934 erschien eine Zusammenstellung über «Die noch lebenden Alt-Zürcher Familien»; eine Umkehrung davon war die «Nach dem Einbürgerungsjahr geordnete Liste der 1940 noch leben den altzürcher Familien». Diese beiden wiederum waren die Voraussetzung zu der 1944 erschienenen Untersuchung «Anteil der Alt Zürcher Familien an der Grosstadt» und des Zeitungsartikels «Stadt-

bevölkerung», der 1945 erschien. In seiner Mitgliederliste der Heraldika untersuchte er 1945 ebenfalls die Zusammensetzung nach Alt-Zürchern, Neubürgern und Fremden. Aber in keiner Schrift hat er das so eingehend getan, wie in «Kleine Ahnentafeln der Schildner und Stubenhitzer zum Schneggen», die 1946 erschienenen. Wie er selber ja mütterlicherseits Stadtzürcher war, grossmütterlicherseits aber wieder Berner, so untersuchte er nun einmal eingehend die wirkliche Zusammensetzung dem Blute und nicht nur dem Namen nach, den die Schildner und Stubenhitzer tragen. Dabei zeigte es sich, dass es solche mit altzürcher Namen, aber nur einem Achtel altstadtzürcher Blut, umgekehrt solche mit fremden Namen, aber sechs Achtel altstadtzürcher Blut gibt. Verwandte Gedanken spielen in seinem Artikel «Wir Nachkommen Karls des Grossen» eine Rolle, und auch seine «Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich» ist sehr stark genealogisch untermauert. Unter den grössten Lebensbildern, die er geschrieben hat, steht voran das seines Vaters aus dem Jahre 1935, dem er noch eine Geschichte des Platanenhofes beifügte, 1939 folgte ein Nachruf auf seinen Freund Brockmann, 1940 auf Carl Schröter, 1953 endlich schrieb er «Meine Geschwister». 1934 und 1935 gab er die sehr interessanten Tagebücher seiner Grossmutter Cecile Däniker-Haller in drei Bänden heraus. Mehr zur historischen Zusammenschau gehören die beiden Arbeiten Professor Rübels, der sich im Alter nochmals bei dem Rufer in der Zeit, Karl Meyer, auf die Schulbank gesetzt hatte: «Gedanken zur Entwicklung der schweizerischen Eidgenossenschaft» (1942) und «Heinrich von Meiss» (NZZ 1944). In seinen mehr weltanschaulichen Aufsätzen (1943 Selbsterkenntnis, 1945 Tradition und Verantwortung, 1945 Reichsgrenzen, 1945 Nicht«Rasse» und 1946 Gedanken zu Wissenschaft und Religionen) kommt manchmal mehr der Naturwissenschaftler, manchmal mehr sein Interesse an allem, was mit Geschichte zusammenhängt, zum Zuge. Auch für seine Verdienste auf dem Gebiete der Familiengeschichte wurde Professor Rübel geehrt. Sowohl die Schweizerische Heraldische Gesellschaft, als die Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung und die Genealogisch-Heraldische Gesellschaft Zürich, selbst der Bergische Geschichtsverein haben ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Ausser für die von Eduard Rübel selber unternommenen Arbeiten sollte ihm damit auch für den grossen Auftrag, den er namens der Familienstiftung erteilte, nämlich die Erstellung von Nachfahrentafeln Ulrich Zwinglis und Adrians von Bubenberg, gedankt werden. Von diesem Riesenwerk, das auf über 85 000

Nachfahren und Angeheiratete angewachsen, aber noch weit von einer Vollendung entfernt ist, sollen wenigstens die Übersichtstafeln veröffentlicht werden. Überblicken wir die nachbotanische Zeit Professor Rübels, so stellen wir fest, dass er eigentlich seit Erreichung des siebzigsten Altersjahres nichts Grösseres mehr veröffentlichte. Eine Ausnahme machte nur das Büchlein: «Meine Geschwister», das er 1953 nach dem Tode der letzten Schwester herausgab.

Wer weiss, wie sehr Eduard an seinen Geschwistern hing, der wird sich darüber nicht wundern. Sein Bruder Alexander vertrat bei ihm nach dem Tode des Vaters 1892 so recht die Vaterstelle und als 1896 die Mutter starb, da erhielten ihm die beiden Schwestern Helene und Cecile im Platanenhof das liebe Daheim. Sie beide, die trotz mancher Anträge ledig beieinander blieben, haben durch zwei Familienstiftungen, je eine für die von ihren beiden Brüdern ausgehenden Familien, weit über ihren Tod hinaus ihrer sorgenden Liebe zu den Angehörigen Ausdruck gegeben. Dass sie dem vom Bruder gestifteten geobotanischen Institut ein Gebäude schenkten, wurde schon oben gesagt. Sie beteiligten sich auch an den Bemühungen Professor Rübels, der weitern Umgebung des Platanenhofes möglichst den Charakter eines gediegenen Wohnviertels zu erhalten.

Dr. Rübel, der 1908 Anna Blass, aus altem Stadtzürchergeschlechte geheiratet hatte, baute sich an der Zürichbergstrasse, dem elterlichen Platanenhof gegenüber, ein stattliches Haus, das er 1912 bezog. Dort wuchsen ihm sechs Kinder heran, zwei Mädchen und vier Knaben, die alle heirateten und ihm zu seiner Freude eine grosse Enkelschar schenkten.

Die grosse Familie war es denn auch, die ihn zu einer Zeit, wo viele sonst einsam werden, noch fest mit dem Leben verband. Wohl spürte auch er die Lasten des Alterns und empfand es, wie seine Generation langsam dahinging. Als dann kurz hintereinander sein Freund Hans Schulthess und am Neujahrstage 1960 sein Freund und Gegen schwäher Max Huber abberufen wurden, da rüstete auch er sich intensiver auf sein Abscheiden und durfte am 24. Juni 1960, fast vierundachtzigjährig, ruhig heimgehen.

Überblicken wir das Leben Eduard Rübels gesamthaft, so dürfen wir es als in seltener Weise erfüllt ansehen. Sicher hat ihm seine wirtschaftliche Unabhängigkeit manches erleichtert. Er selber lebte einfach, war aber grosszügig, wenn sich irgend etwas als nötig erwies. Vieles verdankt er sicher seinem grossen Fleiss, er sass in seinen besten Jahren oft schon vor dem Morgenessen an der Schreibmaschine

und hatte gelernt, mit der Zeit hauszuhalten. Hatte er erst einmal ein Ziel erkannt, so verfolgte er es mit grosser Hartnäckigkeit. Das meiste verdankte er seiner vielseitigen Begabung und seiner fast ebenso vielseitigen Ausbildung.

Ich fürchte nun, dass man die Frage stellen wird, woher denn diese Begabung kam. Eduard Rübel hat sie sich selber auch gestellt und hat in Ahnen- und Nachfahrentafeln darnach gesucht. Da stiess er auf den Grossonkel seines Urgrossvaters Albrecht Bernhard Haller, auf das Universalgenie Albrecht v. Haller. Lange glaubte er denn auch, insbesondere in seiner Neigung zur Botanik, aber auch sonst, Hallersches Erbgut erkennen zu können. Die Zeit erwies jedoch, dass Rübels Liebe zur Botanik doch nicht alles andere überschattete, er gab die botanische Forschung ja in den Dreissigerjahren mit noch nicht einmal sechzig Jahren fast ganz auf. Auch zeigten sich in Ahnen- und Nachfahrentafeln noch zahlreiche andere Hinweise auf hervorragende Begabung. Sein Grossvater Däniker etwa erwies sich als ein ausgezeichneter Kopf, der von sich aus viel studierte, so sich als Jüngling mit Eulers Theorie der Musik beschäftigte. Nicht minder tüchtig zeigte sich beim näheren Zusehen aber auch der Grossvater Rübel; von seinem zweiten Sohne, einem Pfarrer, stammt der berühmte Dortmunder Historiker Karl Rübel ab. Der jüngste Sohn und Vater Eduards war selber ein so guter Mathematiker, dass er eine Klasse habe überspringen können. Er besuchte, bevor er mit achtzehn Jahren seine Lehre antrat, eine Realschule erster Ordnung, einen Vorläufer etwa eines Realgymnasiums. Friedrich Rübel 1852 bis 1881, ein Vetter zweiten Grades von Eduard, war ein genialer Chemiker. Angesichts dieser Tatsachen wird man sehr vorsichtig sein mit der Behauptung, irgend eine der guten Anlagen von Eduard Rübel stamme aus dieser oder jener Blutlinie. Das widerspräche ja auch den Erkenntnissen der modernen Erblehre.

Stern und Sichel des Wappens, das er führte, könnte man ganz persönlich für ihn in Anspruch nehmen: Es war ein guter Stern unter dem er geboren, er hat aber auch eine reiche Ernte eingebracht.